

4/17.3

Pa 144

Erinnerungen Aufsätze und Reden.

Von

Hans Delbrück.

Zweite Auflage.

1934

4383



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1902.

Nachdem ich im Jahre 1887 eine kleine Sammlung „Historische und Politische Aufsätze“ herausgegeben, lege ich jetzt eine zweite Sammlung vor, der ich wegen des starken persönlichen Elements, das in mehreren von ihnen vorwaltet, den Titel „Erinnerungen, Aufsätze und Reden“ gegeben habe. In der Mehrzahl sind es unveränderte Neudrucke, hier und da mit Zusätzen versehen oder durch Nachträge vermehrt, die bei wesentlicher Bedeutung besonders kenntlich gemacht sind. Aus mehreren Arbeiten zusammengezogen und ganz neu bearbeitet ist der „Ursprung des Siebenjährigen Krieges“, wesentlich verändert auch „Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870“. Die meisten Stücke sind in den „Preussischen Jahrbüchern“, einige auch anderswo, an nicht mehr zugänglichen Stellen, erschienen.

Spezial-Untersuchungen, in denen mir die Quellen-Forschung das allgemeine Interesse zu überwiegen schien, wie meine Abhandlung „Friedrich Wilhelm III. und Hardenberg auf dem Wiener Kongress“ (Hist. Zeitschrift Bd. 63) oder die ganz auf den Moment gestimmten „Politischen Korrespondenzen“ der „Preussischen Jahrbücher“ sind, mit zwei Ausnahmen, in diese Sammlung nicht aufgenommen.

Inhalt.

	Seite
1. Das Generalstabswerk über den deutsch-dänischen Krieg. (1887)	1
2. Langensalza und Vogel von Falkenstein. (1887)	13
3. Düppel und Alsen. (1887)	48
4. Persönliche Erinnerungen an den Kaiser Friedrich und sein Haus. (1888)	64
5. Das Tagebuch Kaiser Friedrichs. (1888)	87
6. Die Ideen Steins über deutsche Verfassung. (1889)	93
7. Gustav Freytag über Kaiser Friedrich. (1889)	100
8. Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. (1890)	110
9. Die Anfänge des Bismarckschen Ministeriums. (1890)	127
10. Die Fortführung des Sybelschen Werkes. (1890)	138
11. Briefwechsel eines Theoretikers und eines Praktikers über Arbeiter- organisation und Streiks. (1890)	146
12. Die Beschießung von Paris. (1891)	157
13. Rede bei der Feier des Geburtstages des Fürsten Bismarck. 1892	166
14. Die gute alte Zeit. (1893)	179
15. General von Werlach. (1893)	213
16. General Wolseley über Napoleon, Wellington und Gneisenau. (1894)	224
17. Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges.	240
18. Eine sozialdemokratische Denkschrift. (1895)	270
19. Eine zweite sozialdemokratische Denkschrift. (1895)	282
20. Die Sozialdemokratie in der großen französischen Revolution. (1895)	288
21. Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870	301
22. Die Jubelfeier der Errichtung des Reiches. (1896)	358
23. Hermann Walther †. (1896)	364
24. Die Arbeitslosigkeit und das Recht auf Arbeit. (1896)	369
25. Kaiser Wilhelm I. und seine Bedeutung für Handel und Industrie. (1897)	386
26. Deutschland und der Ultramontanismus. (1897)	409
27. Das Wilhelms-Denkmal. (1897)	425
28. Constantin Röbber. (1897)	439
29. Fürst Bismarck in der Weltgeschichte. (1898)	464
30. Das Programm der „Preussischen Jahrbücher“. (1899)	478
31. Zukunftskrieg und Zukunftsfriede. (1899)	498
32. Russisch-Polen. (1899)	526
33. Mollat. (1890. 1891. 1900)	546
34. Die glücklichste Partei. (1901)	576
35. Erzherzog Karl. (1901)	582
36. Kaiserin Friedrich. (1901)	606

Persönliche Erinnerungen an den Kaiser Friedrich und sein Haus.

(Preuß. Jahrbücher, Bd. 62, August-Heft 1888.)

Fünf Jahre lang, von 1874—1879, habe ich am Hofe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des nie genug zu betauernden Kaiser Friedrich gelebt. Auch in diesen letzten jammervollen Wochen habe ich ihn noch einigemal gesehen und gesprochen. Da drängte es mich, obgleich ich früher, mit Ausnahme einiger Erzählungen aus dem Kriege, nichts aufgezeichnet habe, um dem bekümmerten Gemüte Erleichterung zu schaffen, das Wichtige oder Unwichtige, was meine persönliche Erinnerung aufbewahrt an den edelsten der Männer, an seine Familie und seine Umgebung, die heiteren und trüben Stunden, die ich selbst in seiner Nähe zubringen durfte, niederzuschreiben und soweit es möglich ist, schon jetzt der Öffentlichkeit zu übergeben, um soviel an mir liegt, sein Andenken zu pflegen, das Andenken an den Mann, der in so wunderbarer Weise reine Menschlichkeit und königliche Hoheit, das Streben nach tiefster Bildung und die Ausübung der Macht, ein religiöses Gemüt und weltfreundigen Sinn, die Milde des Herzens und kriegerische Entschlossenheit in sich vereinigte.

Ich kam, selbst 25 Jahre alt, in das kronprinzliche Haus als der Erzieher des jüngsten Sohnes, des damals 6jährigen Prinzen Waldemar. Die längste Zeit des Jahres brachte die kronprinzliche Familie im Neuen Palais zu, im Herbst meist bis zum 22. November, einen Tag nach dem Geburtstag der Kronprinzessin, um die offizielle Feier, die in der Hauptstadt nötig gewesen wäre, zu vermeiden. In den ersten Jahren war hier die Tagesordnung, daß die Eltern die Mittagsmahlzeit allein mit den Kindern einnahmen, die sämtlichen Umgebungen zusammen an einer Marschallstafel speisten. Abends,

wenn die Kinder zu Bette gegangen waren, nahmen die Herrschaften den Thee mit der Umgebung und daran schloß sich ein gemeinschaftlicher Spaziergang oder Spazierfahrt in mehreren Wagen durch den abendlichen Park. Oft wurde auch der Thee im Freien genommen, im Rosengarten der Kronprinzessin oder etwa vor dem Schloß von Sanssouci, wo der Genius des großen Königs dem heutigen Geschlecht am lebendigsten entgegentritt, auf der breiten Terrasse mit dem herrlichen Blick über die Bäume des Parks auf die dunkel glänzende Havel. Wenn keine Gäste teilnahmen, waren es nur 8—12 Personen, die sich um diesen Theetisch versammelten, sodaß eine allgemeine Unterhaltung möglich war. Hier sah ich also den Kronprinzen täglich, und das Gespräch bewegte sich über alles, was der Tag und die Gelegenheit aufbrachte, zuweilen auch über das Feld der theoretischen oder auch aktiven Politik. Selbst bis in die Sphäre der ethischen Kasuistik verstieg sich wohl manchmal die Unterhaltung. Einmal, als die Vorzüge der republikanischen und monarchischen Staatsform erörtert wurden, verließ sie sich glücklich bis zu der Frage, ob es ein noch höherer Grad der Tugend sei, einem bösen als einem guten Fürsten treu zu dienen. Der Kronprinz liebte solche brodlose Lustspinnerei allerdings nicht und sagte, als seine Gemahlin sich lebhaft an dem dialektischen Kreuzfeuer beteiligte, mit trockenem Mißmut: „Was wollt ihr denn aber eigentlich, da kommt ja doch nichts dabei heraus.“

War das Wetter nicht geeignet zum Aufenthalt im Freien, so blieb man nach dem Thee noch ein Stündchen im „Apollosaal“ zusammen. Wenn der Stoff der Unterhaltung ausging, so wurden die Abendzeitungen gebracht und jeder nahm nach Belieben eine Zeitung in die Hand oder es wurde daraus vorgelesen. Der Kronprinz hielt und las sehr viel Zeitungen aller Richtungen, von der „Germania“ bis zur „Volkszeitung“.

Unter den Dienern des Hauses war der älteste der Kellermeister, der, wie der General M., der Dußfreund des Kronprinzen, erzählte, ihm schon die Milch eingeschenkt habe, wenn er als Kadett zu dem Prinzen eingeladen wurde. Er galt für ebenso zuverlässig wie geizig und es gingen mancherlei Anekdoten in letzterer Beziehung über ihn um. Mit eigenen Augen und Ohren habe ich an der Tafel folgende Scene erlebt. Die Frau Kronprinzessin wendet sich an den Kellermeister mit den Worten: „Ich habe doch schon vor einigen Wochen von dem

Apollinaris-Wasser bestellt; das will ich probieren, ist es denn noch nicht eingetroffen?" Die Antwort darauf lautete im würdigsten Ton: „Kaiserliche Hoheit, es ist noch soviel Selter- und Sodawasser im Keller, das muß erst ausgetrunken werden.“ In die Heiterkeit, die darauf entstand, stimmte der Kronprinz zwar auch einigermaßen mit ein, sagte aber endlich doch: „Wenn die Kronprinzessin dir etwas befiehlt, so bitte ich mir aus, daß es geschieht.“

In späteren Jahren nahmen die Herrschaften außer dem Thee auch die Mittagsmahlzeit mit der Umgebung ein, und am engsten war naturgemäß das Zusammenleben in den Bädern. Nach Sandown auf der Insel Wight, nach Scheveningen, Ostende, Wiesbaden und Homburg habe ich die Herrschaften begleitet.

Im Jahre 1872 hatte der Kronprinz eine schwere Blinddarm-Entzündung durchgemacht und das „Volk“ hatte natürlich eine Vergiftung, und zwar durch die Jesuiten, daraus gemacht. In Sandown passierte es nun einmal, daß zu einer süßen Speise statt Streuzucker Salz serviert wurde, was einen greulichen Geschmack gab. „Nun,“ sagte der Kronprinz, „verfolgen uns die Jesuiten mit ihrem Gift auch hierher?“

Zur Zeit des Aufenthalts in Scheveningen, 1876, waren die Holländer noch voller Annexionsfurcht vor uns. Als der Kronprinz bei einem Logenfest eine kleine Ansprache gehalten hatte, die fern von jeder Berührung mit der Politik blieb, da erzählte sich sofort alle Welt, er habe gesagt, das Deutsche Reich wolle ja gar nicht Holland annectieren. Gereizt durch diesen thörichten Argwohn, machte ich mir, wie ich gestehen will, einmal das Vergnügen, daß, als Prinz Waldemar sich am Strande seine „Burg“ gebaut und seine Flagge darin aufgepflanzt hatte, ich ihn am Ohr zupfte und sagte: „Denken Sie daran, wenn Sie groß sind, ziehen Sie als General Ihres Bruders hierher und pflanzen noch einmal Ihre Flagge auf.“ Da mein Prinzenchen sich damals noch auf dem Standpunkt befand, daß er nicht „Soldat“, sondern „Maler“ werden wollte, wie er mir anvertraute, so wird hoffentlich die holländische Angstlichkeit nicht noch nachträglich aus diesem Beispiel preussischer Prinzenziehung Nahrung saugen. Es machte dem jungen Herrn auch keinerlei Eindruck und für diesmal entging er selbst samt seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, nur grade dem entgegengesetzten Schicksal. Als die beiden Prinzen, barfuß oder

in den landesüblichen, riesigen Holzschuhen, die Hosen so hoch aufgetrempt wie möglich, im Sande bauten, kamen auf den Mietsekeln des Bades am Strande entlang der gravitatische Haushofmeister mit den Kammerjungfern der Prinzessinnen angeritten. Wie konnten die Prinzen anders, als sie mit ebensoviel Freudengeschrei wie Sandkugeln zu begrüßen? Dabei hatten sie aber einen Faktor nicht bedacht, nämlich die Eseljungen, die die deutschen Zurufe und die Bedeutung der Wurfgeschosse nicht verstanden, es für ihre Pflicht hielten, für ihre angegriffene Keitherrschaft einzutreten und auf meine Prinzen losgingen. Nur gerade verhinderte ich, daß sich sofort ein ernstliches Gefecht entspann.

Von Scheveningen und Ostende aus machten die Kronprinzlichen Herrschaften sehr häufige Ausflüge in das Hinterland, um die niederländischen Städte, die so reich sind an Kunstwerken und nicht minder merkwürdig durch historischen Charakter, kennen zu lernen. Meist wurde ein Herr und eine Dame der Umgebung, oft auch die größeren Kinder mitgenommen, manchmal fuhren die höchsten Herrschaften auch ganz allein ab. Fast immer wurden sie übrigens auch hier im Auslande erkannt. Man konnte es oft beobachten, wie erst irgend jemand auf der Straße stutzig wurde, die Herrschaften musterte, ein Stück voranging und von da an das Publikum überhaupt Aufmerksamkeit zeigte.

Seltener sah ich den Kronprinzen während des Lebens in Berlin, da in dieser Zeit weder gemeinschaftliche Mahlzeiten stattfanden, noch sonst häufigere Gelegenheiten zum Zusammentreffen waren; obgleich ich in demselben Hause wohnte, sind doch oft Tage vergangen, ohne daß ich ihn zu Gesichte bekam. Der kleine Prinz sagte unten seinen Eltern gute Nacht und kam dann herauf in sein neben dem meinen liegendes Schlafzimmer. Jeden Abend aber, nachdem er zu Bett gegangen war, manchmal noch ganz spät, wenn etwa irgend eine gesellschaftliche Verpflichtung sie gefesselt hatte, erschien die hohe Mutter auf der schmalen kleinen Wendeltreppe des linken Seitenflügels heraufsteigend, um noch einmal nach dem Liebling zu sehen und ihm einen letzten Gutenachtkuß zu geben. Hier hatte ich also auch noch Gelegenheit, die hohe Frau zu sprechen und etwaige Instruktionen und Befehle entgegenzunehmen.

Das richtige System für die Ordnung einer Prinzenziehung

anzugeben, ist schwerer als man denkt. Ich spreche nicht von der pädagogischen Schwierigkeit, welche aus dem Gegensatz des Ranges und des Zwanges, den jede Erziehung bedingt, entspringt. Diese liegt ja auf der Hand, ist aber zuletzt weniger groß, als man sie sich außerhalb wohl vorstellt. Ich meine vielmehr die Regulierung der Kompetenz und das harmonische Zusammenwirken der an der Erziehung beteiligten Personen. In Ranke's biographischem Abriss über Friedrich Wilhelm IV. kann man lesen, wie unerquicklich und schädlich für das Gemüt des Bögling's sich das Verhältnis zwischen seinem eigentlichen Erzieher Friedrich Delbrück, meinem Großonkel, und dem Militärgouverneur, Oberst von Gaudy, gestaltete. Prinz Friedrich Karl hatte für die Erziehung seines Sohnes, des Prinzen Friedrich Leopold, die Einrichtung so getroffen, daß der Militärgouverneur allein der dem Vater direkt Verantwortliche und der Vorgesetzte des Civilgouverneurs war. Das ergiebt allerdings ein in sich konsequentes und klares Verhältnis, reduziert aber den Einfluß der Eltern auf die Erziehung, da es ihren direkten Verkehr mit dem eigentlichen Erzieher, dem Civilgouverneur nahezu abschneidet. Bei dem Prinzen Waldemar war die Einrichtung so getroffen, daß ursprünglich gar kein, später nur pro forma ein Militärgouverneur vorhanden war; so stand ich unmittelbar unter der Direktive der Eltern selbst.

Als der Prinz Waldemar elf Jahre alt wurde und mir die isolierte Erziehung im Hause nicht mehr zu genügen schien, machte ich den hohen Eltern den Vorschlag, ihn in eine Kadettenanstalt zu bringen oder ihn einer solchen sozusagen zu attachieren. Der Kronprinz wollte anfänglich nichts davon wissen, die Kronprinzessin war dafür. Der Kronprinz befahl mir aber, die Sache vorläufig mit dem Inspektor, General von Reinbaben, zu besprechen, und ich sollte auch, obgleich noch keine definitive Entscheidung getroffen war, die Anstalten von Bensberg und Dranienstein, die am passendsten schienen, eben bereisen, um mich über die besonderen Verhältnisse zu informieren, als der Prinz plötzlich starb.

Prinz Waldemar war ein Knabe von starkem Willen und goldenem Gemüt; wie es ein rechter Junge muß, hat er mir manche nicht leichte Stunde bereitet, aber jeden kleinen Trotz schnell durch sein ehrenfestes, treues, fröhliches Wesen wieder wettgemacht. Von seinen kleinen Kindergeschichten darf ich hier vielleicht folgende einflechten. Er hatte meinen Geburtstag herausgebracht, der in den Spätherbst fällt, und beobachtet,

daß ein Paar neue Schlittschuhe für mich ein dringendes Bedürfnis seien. Der Kammerlakei mußte sie heimlich besorgen und nun blieb mir noch die schwere Aufgabe, sich nicht selbst vor mir zu verraten. Wirklich wurde mir auch eine vollständige Überraschung zu meinem Geburtstag — nämlich morgens um zwei. Da wache ich plötzlich auf und vor meinem Bette steht im Nachthemd, in der einen Hand ein Licht, in der anderen die Schlittschuhe, mein Prinz Waldemar. Er hatte sich am Abend eine Uhr auf seinen Nachttisch gestellt, war, wie er mir am anderen Tage erzählte, mehrmals aufgewacht und als er sich überzeugt, daß der richtige Tag nun wirklich angebrochen, da habe er auch nicht länger warten, sondern mir sein Angebinde sofort überreichen wollen.

Einmal stellte ihm seine Mutter einen seiner Spielgefährten in Bezug auf gute Manieren gegen jungen Damen, speziell Schwestern, als Muster hin mit den Worten: „Sieh', was ist das für ein wohl-erzogener Junge!“ Mit schwer zu widerlegender Schlagfertigkeit aber antwortet der kleine Trostkopf: „Was kann ich dafür, daß ich nicht besser erzogen bin?“

Prinz Waldemars hauptsächlichster Spielgefährte war der Sohn des Hofmarschalls Grafen Eulenburg, Botho mit Vornamen. Zwischen beiden hörte ich einmal, glücklicherweise aus einiger Entfernung, sodaß ich mein Hören dissimulieren konnte, folgendes Gespräch. Im Lauf irgend eines Janks nannte Prinz Waldemar seinen Freund ungeniert mit einem der bekannten Ehrentitel, die mit „Sch“ anfangen, zwar mit dem allerschamlosesten, aber immerhin, er nannte ihn „Schafskopf“. Botho erklärte, „das lasse ich mir nicht gefallen, du hast mich nicht Schafskopf zu nennen“. „So,“ sagte der Prinz, „das willst du dir nicht gefallen lassen, das kommt aber bloß davon, daß du immer so fein sein willst; du denkst, du bist was Besonderes, mir ist das ganz egal, ob mich einer von meinen Freunden Schafskopf nennt,“ und mit höchstem Spott „mein Herr Graf, mein Herr Graf!“ Das ärgerte nun den Botho fürchterlich. „Ha,“ sagte er mit lautem Hohn, „ha, und du — du bist noch viel mehr, ha, du bist ein Prinz, ha.“

Mein Jakobiner hätte einem Aristokraten seinen Stand zum schwereren Vorwurf machen können, als es diese beiden jungen Herren hier gegen einander besorgten.

Botho Eulenburg ist nicht lange nach dem Tode des Waldemar seinem Freunde an derselben Krankheit ins Grab nachgefolgt.

In der tiefen Trauer um den Verlust ihres jüngsten Sohnes hatten die Kronprinzlichen Herrschaften den Wunsch, sich auch in dem darauffolgenden Winter noch dem offiziellen Festleben in Berlin zu entziehen und erbaten vom Kaiser einen Urlaub nach Italien. Der Kaiser gab nur ungern seine Einwilligung. Ich war, obgleich ja nicht mehr im Dienst, an dem Tage zufällig im Neuen Palais zur Tafel geladen. Man mußte einige Zeit auf die Rückkehr des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Babelsberg warten. Nach Tische nahm mich der Kronprinz mit hinauf auf sein Zimmer, und sagte mir, unter den Einwänden Seiner Majestät gegen den italienischen Aufenthalt sei auch die Besorgnis gewesen, daß der Unterricht der jungen Prinzessinnen (Prinz Wilhelm, Prinzessin Charlotte und Prinz Heinrich waren nicht mehr im Hause) nicht genügend gefördert werden könne. Er, der Kronprinz, sei aber auf die Idee verfallen, seine Töchter selbst in einigen Gegenständen zu unterrichten. Was ich dazu meine und wie das am besten auszuführen sei. Ich gab einige Ratschläge, weiß aber nicht, ob etwas daraus geworden ist. In dem Augenblick, als der Kronprinz jenen Gedanken faßte, mag er es sich als eine Vertiefung der idyllischen Abgeschlossenheit, in der er mit den Seinen an der Riviera zu leben gedachte, vorgestellt haben, wenn er da seine Töchter selbst unterrichtete. In Wirklichkeit war er selbst mit tausend Klammern zu sehr an die Welt gebunden, um sich auch nur vorübergehend einem solchen Idyll, das doch in dem Augenblick, wo man es realisieren will, nicht mehr bloßes Idyll bleibt, hingeben zu können.

Im Frühjahr 1880 machte ich selbst eine Reise nach Italien und benutzte die Gelegenheit, mich auch in Pegli, wo die Kronprinzlichen Herrschaften sich niedergelassen hatten, vorzustellen. Ich wurde sehr gnädig aufgenommen, und blieb einige Tage als Gast. Als neueste Anekdote brachte ich der Frau Kronprinzessin mit, aus welchen Gründen die Berliner sie den Aufenthalt in Pegli hatten nehmen lassen. „Wollen Kaiserliche Hoheit einmal wissen, weshalb Sie hier sind?“ leitete ich meine Erzählung ein. „Nun, ich bin begierig.“ „Erstens haben Eure Kaiserliche Hoheit um einen Teil des Gartens am Neuen Palais einen Zaun ziehen lassen, was Seine Majestät der Kaiser verboten hatte. Deshalb sind Eure Kaiserliche Hoheit verbannt.“

„Zweitens haben Eure Kaiserliche Hoheit im Berliner Tiergarten eine Milchanstalt errichten wollen. Da Seine Majestät dazu die Er-

laubnis nicht gegeben, sind Eure Kaiserliche Hoheit so ausfällig gegen den Allerhöchsten Herrn geworden, daß nichts übrig blieb, als Sie zu verbannen.

„Drittens haben Eure Kaiserliche Hoheit nach dem Tode des Prinzen Waldemar die Rückkehr des Prinzen Heinrich von seiner Weltumsegelung verlangt. Auch darüber ist ein so heftiger Konflikt entstanden, daß Eure Kaiserliche Hoheit verbannt werden mußten.“

„Viertens, wenn es erlaubt ist, es zu sagen, sind Eure Kaiserliche Hoheit etwas geistesgestört und werden hier ärztlich behandelt.“

Es waren noch zwei ähnliche Gründe, die ich leider vergessen habe und die mir alle in Berlin von ernsthaften Leuten mit wichtiger Miene als ganz verbürgt erzählt worden sind. „Du lieber Gott,“ sagte die Kronprinzessin, als die mit jedem neuen „Grunde“ sich steigende Heiterkeit der Tafel sich gelegt hatte, „mit Mann und Kindern an den herrlichsten Fleck der Erde geschickt zu werden, das wäre wirklich eine Strafe, die man sich gefallen lassen kann.“

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß bei weitem die meisten Hofgeschichten, die so von dem „eingeweihten“ Publikum erzählt werden, oder gar in die Zeitungen kommen, sich zur Wahrheit ähnlich verhalten, wie dieses Beispiel. Zuweilen kommt es ja vor, daß den Geschichten ein Kern von Wahrheit zu Grunde liegt, ganz ebenso häufig aber ist auch das strikte Gegenteil wahr.

In Potsdam spielte einmal ein großer Betrugsprozeß gegen zwei Wasch- und Reinemachefrauen, die im Neuen Palais beschäftigt worden waren und diese ihre „Hof“-Stellung benutzt hatten, einer ganzen Reihe von Leuten vorzuspiegeln, daß sie beauftragt seien, für den Kronprinzen Anlehen zu vermitteln. Unglaublicherweise hatten sie sich sehr bedeutende Summen auf diese Art zusammengeschwindelt; ein Landschullehrer hatte ihnen in der Hoffnung auf hohe Zinsen mehrere Tausend Thaler anvertraut. Die Betrügerinnen wurden zu hohen Strafen verurteilt, aber das Geld haben sie, wohl in der Hoffnung, den Raub nach verbüßter Strafe doch noch zu genießen, so gut versteckt, daß es nicht wieder zu Tage kam. Als dieser Umstand eines Abends im Salon besprochen wurde, sagte der Kronprinz, der sich nicht darüber täuschte, was die Volksmeinung fertig bringt: „Natürlich sagen die Leute jetzt doch, ich hätte es gekriegt.“

In der Zeit nach den Attentaten auf den Kaiser Wilhelm liefen

bei der Polizei häufig Warnungen vor Attentaten auf den Kronprinzen ein. „Einmal,“ erzählte der Kronprinz, „bemerkte ich, daß mein Kutscher vom Palais statt die Linden herunter, durch die Behrenstraße in besonders schnellem Tempo fuhr und alle paar Schritt Männer in Civilstanden, die mit einer gewissen militärischen Haltung grüßten. Aha, sagte ich zu meinem Adjutanten, heute soll auf mich geschossen werden; das sind Geheimpolizisten. Auf der Hinfahrt passierte nichts, auf der Rückfahrt aber sprang von den Stufen der Hedwigskirche ein Mensch an den Wagen. Man dachte ich wirklich, jetzt wird's am Ende Ernst. Aber es war eine harmlose Bittschrift, die er hineinwarf.“ Von den Polizisten, meinte er, wenn sie für solche Zwecke einmal daständen, so sollten sie lieber nicht grüßen, da dadurch ja gerade in dem entscheidenden Moment ihre Aufmerksamkeit abgelenkt würde.

Von den politischen Ansichten Kaisers Friedrichs wage ich nach den vereinzeltsten Äußerungen, die ich, wenn auch zahlreich von ihm vernommen, ein Bild, das irgendwie auf Vollständigkeit Anspruch machte, nicht zu entwerfen. Es ist ja schon bei einem Privatmann gefährlich, einzelne Äußerungen, die oft nur in einer gewissen Stimmung unter einem besonderen Gesichtspunkt gemacht werden, als feststehende Grundsätze und definitive Urteile zu fixieren. Noch viel mehr ist das der Fall gerade bei einem Kronprinzen, der in der schwierigsten aller Situationen ist, unmittelbar am Herde der großen Entscheidungen und doch ohne Einfluß auf sie.

Jeder Kronprinz ist deshalb, wie man sagt, in der Opposition. Das ist nicht nur so, sondern es ist gut und recht, daß es so ist, denn der natürliche Gegensatz zwischen dem Regenten und dem Thronfolger bewahrt, wie Treitschke so treffend und schön gesagt hat, die Monarchie vor der Erstarrung. Ganz falsch ist es nun aber, die stets etwas mehr oder etwas weniger oppositionell gefärbte Kronprinzen-Stimmung und Kronprinzen-Anschauung ohne weiteres identisch zu setzen mit der späteren Regenten-Anschauung. Es liegt vielmehr in der Natur der Dinge und die Erfahrung bestätigt es, daß, sobald, wie es im Rätsel heißt, die erste Silbe auf die zweite gesetzt wird und das Ganze aufhört zu sein, was es war und etwas anderes wird, auch die Anschauungen an der Hand der Praxis eine gewisse Wandlung durchmachen und sich nunmehr ein Neues bildet, das wohl immer in einem gewissen Gegensatz gegen die vorige Regierung bleibt, aber doch keineswegs eine bloße Fort-

setzung des vormaligen kronprinzlichen Daseins bildet. Das ist bei Friedrich dem Großen so gewesen; das ist bei Kaiser Wilhelm I. so gewesen.

Bei Kaiser Friedrich hat sich ein ähnlicher Prozeß, eigentlich in Widerspruch mit der eben ausgeführten Theorie, schon vor seiner Thronbesteigung vollzogen. Er war sich völlig klar, daß er eine staatsmännische Kraft, wie den Fürsten Bismarck, unter allen Umständen dem Reiche, so lange diese Kraft vorhanden, erhalten müsse. Wenn er je in diesem Entschlusse wirklich geschwankt hat, so liegen solche Momente, vorübergehend wie sie waren, jedenfalls weit zurück. Schon als Kronprinz durfte Kaiser Friedrich also nicht dem süßen Schwelgen in Ideen über die Kunst des Regierens im allgemeinen sich hingeben, sondern hatte sich auf die sehr realpolitische nüchterne Frage vorzubereiten, wie er sein Verhältnis zum Fürsten Bismarck gestalten werde. Von den drei Herrschern, denen der Reichskanzler nunmehr bereits dient, war ja sein Verhältnis zum Kaiser Friedrich naturgemäß das delikateste. Jeder Fürst, der einen sehr bedeutenden Staatsmann an seiner Seite hat, hat mit der Schwierigkeit zu ringen, daß ihn dieser, sein erster Diener, nicht selbst in den Schatten stelle. In wunderbarer Weise ist es Kaiser Wilhelm I. gelungen, seine eigene Würde und Autorität nicht nur zu wahren, sondern sie gerade auf der Größe seines Kanzlers aufzubauen. So oft er ihm nachgegeben hat bei Meinungsverschiedenheiten, er hat sich nie etwas vergeben. Sein persönlicher Anteil an dem Regierungssystem blieb bei aller Nachgiebigkeit groß genug, um in niemand den Gedanken aufkommen zu lassen, daß er nur das „Tüpfchen auf dem i“ und nicht ein wirklicher König sei. Kaiser Wilhelm II. hat noch ein ganzes Menschenalter vor sich, um der Welt daselbe zu zeigen. Kaiser Friedrich hatte bei seiner Thronbesteigung bereits eine zu bedeutende Vergangenheit, als daß nicht sofort diese neue Individualität an der höchsten Stelle hätte zur Geltung kommen müssen. Mit feinstem Takt und reiflicher Prüfung also galt es die Stelle und die Grenze zu finden, wo das geschehen konnte, ohne wiederum die ebenso ausgeprägte Individualität des Fürsten Bismarck zu verletzen. Beide sollten und wollten miteinander auskommen. Manchmal hat der Kronprinz Friedrich Wilhelm einen Seufzer ausgestoßen, wie grenzenlos schwierig einmal seine Stellung als Nachfolger eines so erfolgreichen und geliebten Monarchen sein

werde — aber eben in der Überwindung von Schwierigkeiten zeigt sich der Künstler. Ich denke, es wird auf immer zu den Meisterstücken der Politik gezählt werden, wie Kaiser Friedrich dem Fürsten Bismarck anzeigte, daß er ihn als Minister zu behalten gedenke. Er dankte ihm für die mutvollen und treuen Dienste, die er seinem Vater geleistet und teilte ihm darauf die Grundsätze mit, nach denen er selber von jetzt an die Regierung geführt wissen wolle. Er konnte es nicht seiner und bestimmter ausdrücken, daß er seine Dienste weiter in Anspruch nehme, dabei aber selbst der Herr zu bleiben gedenke. Die Nachwelt wird es schwer begreifen, daß drei Wochen nach einer solchen Kundgebung die Meinung Glauben finden konnte, Kaiser Friedrich denke daran, sich von dem Reichkanzler zu trennen. In Wirklichkeit hat nie einen Moment eine Kanzlerkrisis bestanden oder hat der Kaiser sich auch nur mit dem Gedanken an eine solche Möglichkeit beschäftigt, wie ich mit der positivsten Gewißheit behaupten darf. Ganz ebensowenig hat der Kaiser, als er Herrn von Puttkamer zum Rücktritt veranlaßte, sich die Wiederbesetzung der Stellung anders als in vollem Einvernehmen mit dem Ministerpräsidenten gedacht.

Fürst Bismarck hat je nach den Bedürfnissen der Epoche bald mehr mit Hilfe dieser, bald jener Partei regiert. Es hat Zeiten gegeben, wo er sich an die altpreussischen Reaktionäre, andere, wo er sich an die Liberalen anlehnte, andere, wo er sich sogar den Ultramontanen näherte. Kaiser Friedrich ist wesentlich bei den Anschauungen geblieben, die er sich schon in den fünfziger Jahren gebildet hatte und die damals von der sogenannten Partei des „Preussischen Wochenblatts“ repräsentiert wurden. Auf das dringendste wünschte er und betrieb auch persönlich in Besprechungen mit den Führern der neugebildeten nationalliberalen Partei nach dem Jahre 1866 die Ausöhnung der Regierung mit der Opposition. Hierbei gewann er eine besondere Sympathie für Karl Twesten. Mit irgend einer der späteren eigentlich politischen Parteien oder gar Fraktionen darf man ihn jedoch nicht in eine Kategorie fassen. Er war durch und durch national, aber stand im vollsten Sinne des Wortes über den Parteien. Man darf nicht einmal sagen, daß er im allgemeinen liberal war, insofern mit dem Wort ein Parteistandpunkt gekennzeichnet werden soll. Man dürfte es eher so ausdrücken, er hatte eine freiere, tolerantere Anschauung von dem Bestehenden, als die Klassen, die einen Prinzen und König zu umgeben

pflegen. Seine Grundempfindung war und blieb die eines preussischen Offiziers; Mitglied und später einmal Kriegsherr des preussisch-deutschen Offizierkorps zu sein, war bei ihm ganz wie bei seinem Vater der ausgeprägteste aller Begriffe. Er litt darunter, daß die — wenn der Ausdruck nicht zu stark ist, aber es war etwas davon — monarchische Eifersucht seines Vaters ihn nach den Kriegen von der Armee etwas fern hielt. Dieses spezifische Standesbewußtsein aber sollte ihn, das war sein Grundsatz, und in dem ist er am meisten mißverstanden worden, nicht verhindern, mit jedem Stande und mit jedem ehrenwerten Mann anderer Gesinnung freie und unbefangene Beziehungen zu pflegen. Dies ist das Moment, das ihn neben der Aufnahme des deutsch-nationalen Gedankens schon als ganz jungen Mann in Gegensatz zu der altpreussisch-reaktionären Partei brachte. Diese Partei war nicht national, sondern partikularistisch und sie verlangte, daß der König von Preußen sich ausschließlich mit Persönlichkeiten ihres Standes und ihrer Gesinnung umgebe. Der Kronprinz aber durchbrach, und zwar schon ehe er Kronprinz war, Ende der 50er Jahre die Enge und Unfruchtbarkeit dieser Anschauungen. Im Verkehr oder wenigstens in Berührung mit Bunjen, Ujedom, beiden Vincke, Saucken-Zulienfelde, später Twesten, auch Hoverbeck und um die Zeit seiner Verheiratung namentlich unter dem Einfluß seines Schwiegervaters, bildete er das aus, was man seinen bürgerlichen Liberalismus zu nennen pflegt, was aber, ich wiederhole es, nicht richtig verstanden wird, wenn man es als eine Parteibezeichnung auffaßt. Das Hauptmoment darin ist die Toleranz gegen alle Parteien und der persönliche Verkehr ohne Rücksicht auf Parteistellung. Man mag ja die Frage aufwerfen, wie weit ein konstitutioneller Souverän instände ist, sich — was ein Kronprinz wohl mag — eine solche Freiheit zu bewahren, da der politische Verdacht hinter den persönlichen Beziehungen und persönlicher Hochschätzung immer sofort politische Beziehungen, Wertschätzungen und Absichten vermutet. Kaiser Friedrichs Regierung ist zu kurz gewesen, um durch die Praxis die Durchführbarkeit seiner Auffassung zu beweisen. Für das Verständnis seiner Ideen aber bildet dieser Gedanke recht eigentlich den Schlüssel. Von der deutsch-freiminnigen Partei als solcher trennte den Kaiser ein Grundsatz, den ich nicht einmal, sondern öfter, auch in diesen letzten Jahren, aus seinem Munde vernommen habe, mit den Worten: „Die Armee darf niemals ein Parlamentsheer werden, sie

ist königlich und soll es bleiben," ein andermal in der Form: „die Armee zu einem Parlamentsheer zu machen, das könnte ihnen wohl passen.“

Es sei doch eine merkwürdige Fügung des Schicksals, sagte er einmal, daß nicht ihm, der sich von Jugend auf mit dem Enthusiasmus für die deutsche Idee erfüllt hatte, sondern seinem Vater, der stets mehr in der preussischen als in der deutschen Idee lebte, es bestimmt gewesen sei, die ersehnte deutsche Einheit zu schaffen.

Wie er über die 48er Bewegung dachte, bin ich nicht sicher. Er lobte einmal das Bernstein'sche Buch als zutreffend und wahrheitsgemäß. In einem Brief aber finde ich, daß er die Revolution für die Anzettlung einer großen Konspiration erklärte. Von sich selbst erklärte er, vor 48 habe er immer Zurückweisung erfahren, wenn er Fragen gethan über politische Gegenstände, nach 48 aber immer Schelte bekommen, wenn er nicht Bescheid wußte.

In einem anderen Brief, den ich nach Hause schrieb, finde ich folgende Aufzeichnung: „Gestern Morgen fuhr ich mit dem Kronprinzen und Prinz Waldemar zum Baden (in der kleinen Badeanstalt in der Havel am Wildpark). Der Kronprinz ließ sich dabei sozusagen über verschiedene historische Fragen Vortrag halten, und sprach selber folgende merkwürdige (im eigentlichen Sinne des Wortes „wert zu bemerken“) Ansicht aus. Die geschichtliche Erfahrung zeigt, daß alle Staaten, die sehr große Erfolge errungen haben, sobald sie den Höhepunkt politischer Macht erreicht haben und das goldene Zeitalter für sie beginnt, innerlich zu verfallen anfangen. Die Sittlichkeit des Volkes wird untergraben, indem von seiten der Regierenden mit schlechtem Beispiel vorangegangen wird. Rom und Frankreich unter Ludwig XIV. sind die augenfälligsten Beispiele dafür. Der Gründerschwindel in Deutschland nach dem siegreichen Kriege ist eine analoge Erscheinung. Wir sind jetzt in einer ähnlichen Gefahr, es muß doch aber auch einmal anders und besser gehen können.“ In all seiner Einfachheit ein ganzes und wahrlich ein großes Regierungsprogramm, das in dieser letzten Wendung liegt!

Sehr viel beschäftigte er sich mit religiösen und kirchlichen Reformideen. Als ich einmal, angeregt von dem Buch Constantin Nöblers, „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage“ (erschienen 1876) bei Tisch mit einiger Lebhaftigkeit den Satz verfochten hatte, daß im

evangelischen Gottesdienst die Predigt im Verhältnis zur Liturgie einen zu breiten Raum einnehme, sagte der Kronprinz, indem er plötzlich mit dem Finger auf mich wies und den Mund spitzte: „Sie mache ich zum Erzbischof.“

Kaiser Friedrich war bekanntlich ein entschiedener Gegner des Antisemitismus, aber ich habe doch auch einmal eine Äußerung entgegengesetzter Art von ihm gehört. Auf einem Spaziergang durch den Park von Sanssouci etwa im Jahre 1883 wurde das Problem hin und her besprochen und ein Verteidiger des Antisemitismus ließ seine Auseinandersetzung gipfeln in dem Satz: „Würde das preussische Offizierkorps noch sein was es ist, wenn die Rittergüter der Mark und Pommerns einmal alle aus den Händen der Alvenslebens und Bredows in dem Besitz der Levys und Cohns übergegangen sind?“ Da wurde der Kronprinz etwas stutzig und sagte: „Sa, ja, man hätte früher etwas thun sollen.“

Unter den Wissenschaften hatte Kaiser Friedrich eine besondere Vorliebe für die Geschichte und ergänzte sich darin mit seiner Gemahlin, welche eine ebenso ausgeprägte Vorliebe für die Naturwissenschaften hat. Oft genug habe ich meine Wissenschaft verteidigen müssen, wenn die hohe Frau sie mit Zweifeln an ihrer Zuverlässigkeit und ihrem Wert angriff.

Die Neigung des Kronprinzen zur Geschichtswissenschaft ist nun nicht beim bloßen Studium der Werke anderer stehen geblieben. Er hatte vielmehr selbst eine merkwürdige Aufgabe in Angriff genommen. Ich weiß nicht, von wem die Idee stammt, den Dombau in Berlin mit dem Bau eines würdigen Mausoleums für das Königshaus zu verbinden. Diese Idee hatte der Kronprinz aufgenommen und lebte und webte in ihr. Die Hohenzollerngruft sollte eine Gedächtnishalle der preussischen Geschichte werden. Der Soldat, der in Berlin dient, jeder Preuze, der nach Berlin kommt und sich die Gräber seiner Könige ansieht, sollte zugleich eine unmittelbare Anschauung des wunderbaren Ganges der Geschichte des an dieses Geschlecht geknüpften Staates haben. Zu dem Zweck dachte er sich, daß allen regierenden Kurfürsten und Königen nicht nur Standbilder errichtet, sondern auf den Sockeln dieser Denkmäler Charakteristiken ihrer Person und ihrer Regierung und auf einer andern Seite die merkwürdigsten Thatsachen wie die Landschaften, die jeder dem Staate erworben, eingegraben

werden sollten. Diese Charakteristiken nun arbeitete er selber aus. Von dem alten Pauli an bis zu Droysen und Ranke und den zahllosen Monographien arbeitete er die gesamte Litteratur über die Geschichte Preußens und seines Hauses durch. Wenn der Entwurf einer Charakteristik fertig war, so sandte er ihn an einige Gelehrte, Ranke, Duncker, Droysen und andere, und erbat sich ihre Kritik und Verbesserungsvorschläge. Wenn diese, die auch wohl zuweilen zu ganzen Gegenentwürfen anwuchsen, eingelaufen waren, so begann die Umarbeitung, bei der jedes Wort, jede Wendung, jede Wortstellung mit der peinlichsten Sorgfalt erwogen, probiert und nachdem einige Zeit vergangen, von neuem geprüft wurden. Gar sehr empfand der fürstliche Autor dabei, wie wenig die modernen Sprachen und speziell die deutsche gerade für diese Gattung lapidaren Stils, die doch allein dem Zweck entsprach, geeignet ist. „Daß ich nur nicht in den Stil à la König Ludwig verfall“, sagte er manchmal lachend, wenn er in dem Bemühen, die vielen Hilfszeitwörter zu vermeiden, an die Klippe des lapidaren Particips geriet.

Durch die Regentschaft im Jahre 1878 wurde die Arbeit unterbrochen und auch nach Beendigung dieser Funktion nicht sofort wieder aufgenommen, da der Kronprinz sich zunächst der Ausarbeitung von Memoiren über diese Zeit widmete, die, wie er sagte, schwieriger gewesen sei, als man denke.

Zu den Charakteristiken und der Übersicht der bedeutendsten Ereignisse jeder Regierung war immer sehr stark das protestantische Moment betont, so daß ich einmal die Frage aufwarf, wie weit man bei einem für das ganze Volk in allen Konfessionen bestimmten Denkmal darin gehen dürfe. Der Kronprinz wies mich aber zurück mit den Worten: „Na, daß wir evangelisch sind, werden wir ja doch wohl noch sagen dürfen.“

Wie weit die Sammlung der Charakteristiken geführt und zum Abschluß gebracht worden ist, weiß ich nicht. Noch aus San Remo erhielt ich den Entwurf für Friedrich Wilhelm III. und sandte meine Bemerkungen mit den traurigsten Empfindungen dahin zurück. Der Wahlpruch Friedrich Wilhelms III., der ebenfalls das Monument schmücken sollte, lautet bekanntlich „Unsere Zeit in Trübsal, unsere Hoffnung in Gott“. So stand er auch an der Spitze des mir zugesandten Bogens. Oft genug mag der edle Dulder sich selbst dieses Wort während seiner Arbeit wiederholt haben.

Über den Inhalt und die Gestalt der Charakteristiken mag es noch erlaubt sein, so viel zu sagen, daß sie dem herrlichen Nachruf, den Kaiser Friedrich seinem Vater widmete, verwandt sind.

Unter den Historikern, die er für seinen Zweck studierte, gewann je länger je mehr Ranke ihm die meiste Zustimmung ab, obgleich, glaube ich, er ihm ursprünglich nicht ganz sympathisch war. „Ranke hat doch immer den treffendsten Ausdruck“, sagte er.

Sein Urteil über seine Vorfahren war ein durchaus historisch unbefangenes. Er wußte natürlich, daß es Zeiten und Gelegenheiten giebt, wo man alles ausspricht und andere, wo man dies nicht thut, aber jener Pseudo-Patriotismus, der seiner eigenen Festigkeit so wenig vertraut, daß er nur zu bestehen vermag auf Grund einer falschen Idealisierung der Vergangenheit, war ihm ganz fremd. Er wollte keine Schönfärberei und keine Vertuschungen, sondern die reine historische Wahrheit. Wohl sprach er einmal seine Freude aus, daß die neuere Forschung über König Friedrich I. mancherlei Günstiges zu Tage gefördert habe; ihm sei er in seiner Jugend dargestellt worden als Mann, dessen Namen man anständigerweise kaum in den Mund nehmen könne. Auf der anderen Seite aber widersprach er entschieden der neueren günstigen Auffassung Friedrich Wilhelms III. Mit diesem König ist es der Historie ja auch wunderbarlich gegangen. Die traditionelle Auffassung war, daß die Politik des Königs vor 1806 wie nach 1806 wesentlich aus Mangel an Entschlossenheit und politischem Schwung erwachsen und nur durch die Gunst des Schicksals endlich zum Heile Preußens ausge schlagen sei. Archivalische Forschungen namentlich Duncders brachten einen Umschwung hervor und man sah in dem steten zögernden Abwarten des Königs, namentlich von 1809 bis 1813 eine überlegene, oder wenigstens sehr zu achtende staatsmännische Klugheit. Als ich an den Kronprinzlichen Hof kam, waren die Duncderschen Forschungen vor kurzem erschienen, und auch ich hatte mir diese Auffassung zu eigen gemacht. Der Kronprinz aber wies sie immer so bestimmt zurück, daß ich stutzig gemacht bei der Ausarbeitung der Biographie Gneisenaus die Duncderschen Forschungen sehr genau nachprüfte und in der That ein erhebliches Stück wieder zurückbog. Ganz neuerdings ist dieser Kreis, man möchte sagen, vollendet worden durch Max Lehmanns „Scharnhorst“, in dem eine Anzahl die Duncderschen Forschungen wieder aufhebende Dokumente publiziert sind. Als ich nun diesen

letzten 27. März nach Charlottenburg befohlen war, fragte mich der Kaiser auch nach den hauptsächlichsten Ergebnissen des Lehmannschen Buches, und da ich berichtete, zeigte er mehrmals mit dem Finger auf sich selbst, indem sein Gesicht den Ausdruck annahm, „Sehen Sie wohl, ich habe es immer gesagt“.

Als das neueste Generalstabswerk in nie genug anzuerkennender Großheit der Gesinnung die ganze Haltlosigkeit der Wrangelschen Strategie im Jahre 1864 aufdeckte und ich in diesen „Sachbüchern“, wie es die Aufgabe des Essayisten mit sich bringt, das was das historische Quellenwerk erzählte, mit runden Worten charakterisierte, sagte mir der Kronprinz, nachdem er meinen Essay gelesen, er freue sich, daß das endlich einmal offen ausgesprochen sei. Davan schloß er mit der Ermächtigung, später davon Gebrauch zu machen, Erzählungen, von denen einige hier wohl ihren Platz finden mögen.

Man hatte von Anfang an Zweifel an den Fähigkeiten des alten Feldmarschalls. Als er sich vor dem Abgang auf den Kriegsschauplatz mit seinem Stabe beim Könige meldete, sagte ihm dieser, so daß Alle es hörten: „Ich habe Sie gefragt, ob Sie sich noch rüstig genug fühlten, das Kommando zu übernehmen; auf Ihre eigene Versicherung hin habe ich es Ihnen übertragen.“ Man hatte wohl — so ist mir von anderer Seite gesagt worden, der Kronprinz sprach sich darüber nicht aus — deshalb sich entschlossen, Wrangel den Oberbefehl trotz aller Bedenken zu übertragen, weil man, um der unterstellten Österreicher willen, eines Generals von höchstem Rang und Kriegserfahrung bedurfte, und Wrangel damals der einzige Feldmarschall der preussischen Armee war. Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz standen erst im Anfang der 30er.

Wrangel wählte sich selbst als Chef des Generalstabes nicht den Chef des Großen Generalstabes, den General von Moltke, sondern den General Vogel von Falckenstein. Obgleich er sich aber selbst diesen ersten Gehülfen gewählt hatte, so fuhr der Kronprinz in seiner Erzählung fort, so überwarf er sich bald vollständig mit ihm. Wenn Falckenstein ihm morgens einen Vorschlag unterbreitete, so sagte Wrangel, „nein, mein Sohn, so wollen wir es nicht machen, sondern so“. Wenn dann Falckenstein nach einiger Zeit mit den nach dieser Direktive ausgearbeiteten Befehlen wiederkam, so war das Ergebnis „Nein, mein Sohn, du hast mich nicht verstanden, sondern so und so“

— und dann war es der Vorschlag Falckensteins, den der Alte am Morgen verworfen hatte. Zuletzt steckte Falckenstein mit seinen beiden Gehülfen, Podbielski und Stiehle, sich hinter den Kronprinzen. Wenn der Feldmarschall am Morgen einen ganz unfinnigen Befehl gegeben hatte, so mußte jener am Nachmittag, wenn der Alte etwas abgesspannt und gutgelaunt war, zu ihm, um ihm eine Änderung abzuschemmeln.

Den Kriegsrat im Hahnenkrug, vor dem Dannewerke, hatte Wrangel angeführt, als der Ort noch in den Händen der Dänen war, sodaß Prinz Friedrich Karl, als er sich zu dem befohlenen Stelldichein auf den Weg machte, beinahe gefangen genommen worden wäre.

Gern hätte der Kronprinz den Übergang über die Schlei bei Arnis mitgemacht und wollte hinreiten. Sofort erklärte Wrangel, daß er ihn begleiten werde, und da aller Hinweis, daß der Höchstkommmandierende im Centrum bleiben müsse, nichts half und man unter allen Umständen suchen mußte, ihn fernzuhalten, so blieb dem Kronprinzen nichts übrig, als auf seinen Plan zu verzichten und auch im Hauptquartier zu bleiben.

Als man sich der jütischen Grenze näherte, kam aus Berlin der auf diplomatischen Rücksichten beruhende Befehl, die Grenze nicht zu überschreiten. Wrangel war sehr ärgerlich darüber und nahm sich vor, den Befehl nicht zu respektieren. Er ließ sich den General Fliet kommen, um ihn persönlich, ohne Beisein eines Generalstabsoffiziers zu instruieren. Falckenstein und die anderen ahnten sofort, was er wollte, kamen zum Kronprinzen und riefen ihn zu Hilfe. Dieser begab sich in die Nähe des Wrangelschen Quartiers und stellte sich in einer Quergasse auf, die Fliet auf dem Rückweg passieren mußte, Wrangel aber von seinem Fenster nicht übersehen konnte. Hier fing der Kronprinz Fliet ab und fragte ihn, was ihm der Feldmarschall befohlen habe. Fliet war ganz ein Mann der alten strammen Schule und verweigerte die Antwort. Darauf der Kronprinz: „dann will ich es Ihnen sagen; er hat Ihnen befohlen, morgen die jütische Grenze zu überschreiten“. Etwas erschrocken giebt Fliet zu: „ja, wenn Ew. Königliche Hoheit es bereits wissen, so brauche ich es ja nicht mehr zu verhehlen“. „Allerdings,“ fuhr der Kronprinz fort, „weiß ich es und gebe Ihnen hiermit den Befehl, es nicht zu thun.“ Entschlossen erwidert Fliet: „ich bin nicht in der Lage, einen solchen Be-

fehl anzunehmen“. Darauf der Kronprinz: „ich befehle es Ihnen im Namen des Königs und übernehme die volle Verantwortlichkeit dafür“. Damit glaubte Fließ sich genügend entlastet und versprach, sich zu fügen.

Einige Tage später ist nun doch, weil der Armee das Verbot der Grenzüberschreitung nicht mitgeteilt war, von den Vortruppen die Stadt Kolding auf jütischem Gebiet besetzt worden. Mit plötzlicher Umkehrung seiner Absichten wollte Wrangel nun wieder zurückgehen und die schon genommene Stadt aufgeben. Da legte sich, wie das Generalstabswerk erzählt, der Kronprinz von neuem ins Mittel, erklärte, daß das Zurückgehen aus der einmal genommenen Stellung militärisch nicht zu rechtfertigen sei und setzte die Behauptung der Position durch.

Von Düppel meinte der Kronprinz, daß der Sturm schon früher hätte ausgeführt werden dürfen. Prinz Friedrich Karl, der den Oberbefehl über die Belagerung führte, erklärte sich aber für ein großes Unternehmen zu schwach. Bei der Zersplitterung der Truppen könne er nichts wagen. Der Kronprinz fragte ihn, wieviel er denn noch gebrauche, „3 bis 4 Regimenter“ — „gut, die sollst Du haben“. Er erwirkte darauf den Befehl, daß die Garde-Division, die man bisher in Jütland verwandte, nach Düppel geschickt wurde und avertierte die Truppen direkt, sodaß sie, als Wrangels Befehl anlangte, schon bereit standen und sofort den Marsch — es ist der berühmte Gewaltmarsch von 12 Meilen in 2 Tagen — antreten konnten.

Auch aus den beiden großen Kriegen sei hier wenigstens ein oder das andere angegeschlossen.

Der General von Steinmetz, der 1866 unter dem Befehl des Kronprinzen, 1870 nach dem 18. August unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl stand, ließ sich diese Unterordnung nur ungern gefallen. 1870 führte die Haltung des Generals zu einem Zusammenstoß mit dem Prinzen Friedrich Karl, der die Veretzung des ersteren von der Feldarmee auf ein General-Gouvernement in Posen zur Folge hatte. Aus dem Jahre 1866 erzählte der Kronprinz folgende Geschichtchen. Er hatte sich einmal zur Besichtigung des V. Armee-Korps, des Steinmetz'schen, angefangt, versäumte aber die angeetzte Stunde, weil er unterwegs anderen Truppen begegnete, die er noch nicht gesehen hatte und an denen er nicht ohne eine Begrüßung vorüberziehen wollte.

Als er nun beim V. Armee-Korps ankam und den General von Steinmetz mit einem Wort der Entschuldigung über die Verspätung begrüßen wollte „ich habe mich verspätet —“ setzte dieser mit scharfer Betonung hinzu: „Sawohl, Keenigliche Hoheit, 'ne ganze Stunde, Zeit genug 'ne Schlacht zu verlieren.“

Bei Königgrätz ist das V. Armee-Korps nicht mehr zum Gefecht gekommen zum großen Ärger seines kommandierenden Generals. Als der Kronprinz ihm die Verfolgung auftrug, jagte er mürrisch: „Es ja garnischt mehr zu thun,“ ließ aber dann antreten. Der Vormarsch wurde darauf durch das Oberkommando inhibiert.

Großes Gewicht legte Kaiser Friedrich auf die vermittelnde Rolle, die er als Kronprinz bei den Verhandlungen in Nicolsburg gespielt hat. „Sie wissen,“ sagte er, „daß mir die Bismärckerei der Konfliktzeit sehr zuwider war; nun aber, da das Heil des Vaterlandes auf dem Spiel stand, ging ich zu Bismarck und versicherte ihm, daß ihm meine Unterstützung nicht fehlen sollte.“ — „Als ich in Nicolsburg den steilen Schloßberg hinaufging, begegnete mir auf der halben Höhe der General von Moltke, der mir sagte: „Sie finden oben alles in der schlimmsten Bagarre, der König und Bismarck sehen sich nicht. Der Kaiser von Österreich hat durch die Vermittelung des Kaisers Napoleon Frieden angeboten, aber die Integrität Sachsens als Bedingung gestellt. Das will der König nicht zugeben.“ „Als ich hinaufkam, fand ich es wirklich so, der König und Bismarck hatten sich eingeschlossen und keiner wollte zum andern. Ich machte nun den Vermittler. Es wurde ein Kriegsrat berufen und die Sachen verhandelt. Da wandte sich der König — das einzige Mal, wo er das gethan hat, — an mich und sagte: „sprich du im Namen der Zukunft“. Der Kronprinz erzählte nun sehr eingehend die weiteren Verhandlungen mit Sachsen bis zu dem definitiven Abschluß in Berlin durch den König Johann persönlich.

Die Schlacht bei Wörth entwickelte sich bekanntlich entgegen den Intentionen des Oberkommandos aus einem Vorpostengefecht. Mehrfach wurden Befehle gegeben, das Gefecht abzubrechen, bis man sich endlich überzeugte, daß es nicht mehr möglich sei, mit Ehren zurückzugehen und der Befehl des Kronprinzen, der um 1 Uhr auf dem Schlachtfelde eintraf, definitiv für die Durchführung der Schlacht

entschied. Diese aus der Natur der Dinge entspringende widerspruchsvolle Einleitung der Schlacht hatte für die Bayern, die den rechten Flügel der deutschen Armee bildeten, sehr üble Folgen. Das Vorwärts- und Zurückgehen, Auflösen und wieder Sammeln hatte sie verwirrt und sie gebrauchten längere Zeit, ehe sie zum erneuten ordnungsmäßigen Vorrücken gelangten. Auch das Gefecht selbst machte ihnen Schwierigkeit. In dem Werke: „Das I. bayerische Armeekorps im Kriege 1870—71“, von dem bayerischen Major Helwig ist gesagt: „Es zeigte sich bei aller Tapferkeit der Truppen, daß dieselben in der durch das Terrain bedingten Gefechtsweise noch nicht jene Erfahrung und Übung hatten, wie der ihnen gegenüberstehende Feind; das Unvermeidliche, ja notwendige Durcheinanderkommen der Kompagnien und Bataillone behielt zu sehr den Charakter der Unordnung, woraus ein gewisser Mangel an Übereinstimmung in den Anstrengungen der einzelnen Unterabteilungen entstand.“ Dies langsame Vorrücken der Bayern fiel beim Oberkommando auf, und als ein Adjutant darüber eine etwas aufgeregte Meldung brachte, wandte sich der Kronprinz an den seinem Stabe attachierten bayerischen Militärbevollmächtigten und befahl ihm: „Reiten Sie hinüber zu Ihren Landsleuten und sagen Sie ihnen, Ich, der Kronprinz von Preußen, befehle ihnen im Namen ihres Königs auf der Stelle anzugreifen.“

Nach seiner Rückkehr nach Berlin habe ich Kaiser Friedrich noch viermal gesehen. Am 18. März, wo ich zu dem ersten Gottesdienst in der Charlottenburger Schloßkapelle befohlen wurde und ihn begrüßen durfte, am 24. Mai bei der Hochzeit des Prinzen Heinrich und am 27. März und 3. Juni, wo ich beide Male die Ehre einer eingehenden Unterredung hatte. Am 27. März, dem Todestag des Prinzen Waldemar, wurde ich empfangen in dem großen Saal unter der Kuppel des Charlottenburger Schlosses, von wo man im Halbkreis durch die hohen Fensterbogen in die frische Frühlingspracht des Schlossparks sah. Anfänglich war ich allein mit Ihrer Majestät der Kaiserin, dann ging die Thür auf und der Kaiser trat mit, wie es mir zu meiner Freude schien, natürlich raschem, elastischem Schritt herein und schob sich, nachdem er mich begrüßt hatte, ein bloßes Tabouret ohne jede Lehne an den Tisch, während ich selbst auf seinen Wink in einem Lehnstuhl Platz nahm. Von dem Tabouret stand der Kaiser noch einmal auf, um sich einen Block Papier zu holen, und saß dann die ganze Zeit,

wohl eine halbe Stunde, ganz straff ohne sich zu stützen, sodaß ich einen sehr günstigen Eindruck von seinem Befinden hatte. Dieser Eindruck wurde allerdings durch eine Episode des Gesprächs in das volle Gegenteil verkehrt. Ihre Majestät die Kaiserin hatte mit mir vorher davon gesprochen, welchen Druck es auf die Entschlüsse des Kaisers ausübe, zu wissen, wie wenig er bei allem, was er etwa anfangen möchte, Aussicht habe, es zu vollenden. Da es unmöglich sei, in dieser Vorstellung zu regieren, so müsse man suchen, sie vor sich selber möglichst zu unterdrücken. Ich konnte dem nur aus voller Überzeugung beistimmen und benutzte deshalb eine Gelegenheit, an die alten Dom- und Mausoleumbau-Ideen des Kaisers zu erinnern und die Hoffnung auszusprechen, daß diese Pläne jetzt sofort in Angriff genommen werden würden. Da röteten sich die Augen des Kaisers unheimlich und mit einem Blick, der mir ins Herz schnitt, fuhr er mit der Hand einigemal über das vor ihm liegende Papier: „Das ist alles aus und vorbei.“ Da stand ich in dem hohen Königsgemach vor dem mächtigsten Manne der Welt — dem Krönsten der Sterblichen.

Am 3. Juni war es ein wunderschöner Sonntag Vormittag, an dem mich Kaiser Friedrich im Park des Schlosses Friedrichskron empfing. Er saß in dem kleinen Ponywagen und fuhr langsam vorwärts durch die breiten Alleen, während ich nebenher ging und ihm Einiges vortrug. Zuweilen hielt er an, um etwas aufzuschreiben und gab mir endlich das Blatt zum Andenken. Es ist die unverändert feste, etwas steile Handschrift der gesunden Tage. Eine Anekdote, die ich ihm erzählte, rief auf seinem Gesicht helle Heiterkeit hervor. Ein kleiner Auftrag, den ich im Anschluß an diese Unterredung erhielt, hatte zur Voraussetzung, daß der Kaiser doch noch eine geraume Zeit zu leben gedenke. Die Gesichtsfarbe schien mir sogar besser als neun Wochen früher, am 27. März. Zuletzt stieg der Kaiser mit leichter Hilfe aus dem Wägelchen heraus und ging ohne jede Unterstützung mit gewöhnlichem Schritt die Steintreppen zu dem Podest des Schlosses herauf, sodaß ich auch diesmal trotz des Fahrens im Wagen noch keineswegs den Eindruck eines Mannes hatte, den die Schatten des nahenden Todes bereits umschwebten.

Nur zwölf Tage später aber war der traurige Freitag Nachmittag, wo ich von neuem in den Räumen von Schloß Friedrichskron weilte,

um bittere Thränen zu weinen an dem Totenbette Kaiser Friedrichs
des Dulders.

Bis zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermunnt,
Wenn am unglücklichsten Tage
Mutend alles Volk vermunnt.

Das „Tagebuch“ Kaiser Friedrichs.

(Preuß. Jahrbücher, Bd. 63, October-Heft 1888.)

Die Leidenschaften, welche die Veröffentlichung „Aus dem Tage-
buche Kaiser Friedrichs“ erregt hat, sind so gewaltig, daß es schwer
hält, zu dem Standpunkt unbefangener Würdigung hindurchzudringen.
Das Hilfsmittel, dessen man sich zu diesem Zwecke bedienen muß, das
den Nebel spaltet und den Blick frei macht, ist eine vollständige Trennung
des Inhalts des „Tagebuchs“ selbst von der Thatsache und der Art
der Publikation. Man muß suchen, sich in einen Historiker des 20. Jahr-
hunderts hineinzudenken, der aus den geschichtlichen Dokumenten die
Ereignisse und Personen der Vergangenheit unbeirrt vom Interessen-
kampfe der Gegenwart rekonstruiert.

Eine der kostbarsten Fundgruben für seine Arbeit sind ihm solche
Tagebücher; sie sind recht eigentlich sein, seine Domäne, sein Erbe.
Niemals sind „Tagebücher“ für die Mitlebenden bestimmt, ihr Zweck
ist, ein Stück des Lebens ihres Schöpfers zu sein, mit ihm zu sterben
und erst in der Geschichte wieder aufzuerstehen.*)

Versuchen wir also die falsche Verkuppelung mit der Gegenwart,
in welche dieses „Tagebuch“ versetzt ist, künstlich zu lösen und von
ihm zu sprechen, als wenn es etwa eine Geschichte aus den Freiheits-
kriegen wäre.

Da entfaltet sich vor uns der große Gegensatz des deutschen Einheits-
gedankens und des deutschen Partikularismus, verschlungen mit dem zweiten
nicht geringeren Gegensatz von Absolutismus und Parlamentarismus.

*) Das Tagebuch Kaiser Friedrichs aus dem Jahre 1870 ist, wie in diesem
Zusammenhang nötig scheint, zu bemerken, nicht metallographiert worden, wie es
mit, sehr vorsichtig gefaßten, Extrakten aus dem Jahre 1866, über die morgen-
ländische und über die spanische Reise geschehen ist.